

Kulturkolumne

Handyratten und Smartphone-Würmer

Wir leben in einem Kommunikationszeitalter ständiger Software-Updates. Social Media, Smartphones, Online-Banking & Co. Im Switch- und Chat-Zeitalter. Alles bestens im Griff.

Tipp & Nimm! Das Private, das Öffentliche; Beruf und Freizeit, Liebe & Entlieben. Indes. Das Leben ist Vieles. Nur kein absoluter Algorithmus. Die Berechenbarkeit hat ihre Grenzen. Ich hoffe, ich behalte Recht.

„Es gibt Dinge außerhalb der Kausalität.“ schreibt Deniz Utlu an einer markanten Stelle in seinem neuen Roman „Gegen Morgen“, der kürzlich bei Suhrkamp erschienen ist. Dann legt er einem seiner Protagonisten einen erhellenden Satz in den Mund, dem ich ebenfalls zustimme: „Mit Rationalität allein wirst du nur verurteilen, aber nichts verstehen.“ Bleiben wir also beim nicht Vorhersagbaren.

Neulich, ich war mit Freunden ausgegangen, schmetterte mir urplötzlich einer aus unserer Clique ein „shocking“ Schimpfwort an die Brust. Völlig unerwartet. Blitzschnell. Ein verbaler Messerstich. E-mäßiger auf den Punkt gebracht: der Kraftausdruck ließ mich einen heftigen Adrenalinschub downloaden. „Du Handyratte!“, hatte er gefaucht. Sichtlich genervt.

„Handy...ratte?“ Ich war ertappt. Als hätte jemand den Code meiner Alltags-„performance“ geknackt, um sich wie ein Supervirus unter meiner Schutzhülle einzunisten. Ein Wort-Trojaner, den zu löschen, mir mittlerweile unmöglich ist. „Wie bitte?“, obwohl ich genau wusste, was Sache war. „Ja, Handyratte!“

wiederholte er. „Du glotzt ständig auf dein Scheiß Display! Früher haben wir uns wenigstens auf unsere Gespräche und uns konzentriert. Und heute? Da fällt mir nur noch eins ein: Handyratten! Wenngleich“, grinste er eine Spur versöhnlicher, „Leseratten auch nicht unbedingt als ein positiv besetzter Begriff zu bezeichnen wäre. Oder denkst Du bei Ratten an etwas Schönes?“

„Ach, komm!“, sagte der Dritte im Bunde, der nach dem Essen ebenfalls sofort auf seine Fitness-Tools gestarrt hatte und eher gelangweilt von seinem Taschentelefon aufblickte. „Bücherwürmer“ gab er zu bedenken, „ist doch auch ein blöder Vergleich. Möchtest Du ein Bücherwurm sein? So ein Lyrikbandwurm?“ Die Schelte holt mich seither immer wieder ein.

Abrufsklaven

Etwas blieb zurück. Zumindest stelle ich mir vermehrt die Frage, ob ich etwa, ohne dass es mir bewusst wäre, zu jenen Abrufsklaven gehöre, die ohne ihre Smartphones nicht überlebensfähig sein können... Handyverseucht? Was, wenn ich auch schon süchtig bin? Immer und überall empfangsbereit, abrufbar, Emojis verteilt.

Am nächsten Morgen schnappte ich zudem zwei Fremdwörter auf, die mich nicht minder konsternierten. „Phubbing“ und „Fomo“. „Phubbing“ sei „ein zusammengewürfeltes Wort aus „phone“ und „to snub“ (deutsch: brüskieren). „Man sitzt gemeinsam am Tisch und vernachlässigt das Gegenüber, weil man nur mal kurz E-Mails oder Gefällt-mir-Angaben che-

cken oder ein paar Filter über das Foto vom letzten Schiss des Patenbabys legen will“. Und „Fomo“ beziehe sich auf die Abkürzung für „Fear of missing out“. Die Angst, etwas zu verpassen.

Handyratte war insofern m:ein zwischenmenschlicher Nullpunkt. Ich hatte mich in den Augen meines Freundes kontinuierlich zu einem Smartphoner zwischen „Phubbing“ und „Fomo“ entwickelt. Ich bin also ein „phubbing Fomo-Freak“. Shit! Bin also mein eigener Kommunikations-Alien. Ein sozialer Verhaltens-Außerirdischer.

Wenn Sie jetzt mein hin- und her mutierendes Gesicht sehen könnten, verehrte Leserin, verehrter Leser. Zwischen glitzrigen Displaywangen und einem empörten Nasenzucken. Ein Gesicht wie ein Funkloch. Von entlarvenden Trash-Wörtern verursacht. Seelisch lätz. Ein Social-Media-Junkie.

Die beiden Erklärungsbe-griffe für mein, oder gar für unser Sozialverhalten kommen einer nicht mehr zu steuernden Entsperrung per Gesichtserkennung gleich: Blickwinkel, Farbdarstellung und Kontrast aufs Beste eingestellt. Für Bestellungen vorprogrammiert. Will ich dahin, wo ich schon bin? Mein Twitter-Face zahlt quasi kontaktlos für die sich so rasant verändernde Wirklichkeit. „Play& Pay“.

Wo führt das hin? Keine Ahnung. Unsere Umgangsformen, unser Mit- und Gegeneinander haben sich sichtbar verändert. Was das wohl mit der Literatur anstellen wird? Zurzeit komme ich deshalb von einem weiteren Roman nicht los: „Das Ting“. Artur Dziuks Roman-debüt. Vier junge Menschen,

die ein Start-up gründen und ein Tool entwickeln, das körperbezogene Daten seiner Nutzer sammelt, diese auswertet und Handlungs- und Entscheidungsempfehlungen gibt. Ein-



Von José F.A. Oliver

Foto: Ulrich Marx

schleichende Befehle. Linus, einer der Romanhelden, sitzt mit zwölf anderen bei einem Bewerbungsgespräch, denkt aber die ganze Zeit an seine Freundin Kira. Er hofft dennoch, sich richtig zu verhalten, keine Fehler zu machen, empfindet jede Begegnung als „Bedrohung“ oder „Probe“.

Nachricht von „Ting“

In diesem Buch finde ich wie bei Utlu auch Erzählpassagen, die mich sehr nachdenklich stimmen. Diese beispielsweise: „In seiner Hosentasche vibriert das Smartphone. Hoffentlich eine Nachricht von Kira, denkt er. Unauffällig holt er es hervor. Auf dem Display leuchtet eine Empfehlung des Ting: Flüssigkeitsmangel festgestellt. Optimale Versorgung des Gehirns nicht gewährleistet. Kognitive Leistungsfähigkeit zeitnah beeinträchtigt. Empfehlung – mindestens 400 ml Flüssigkeit zuführen. Linus ist irritiert, denn er ist gar nicht durstig.“

Wie viel Poesie werden wir in Zukunft brauchen, um uns selber nicht auszutricksen und der Gängelung zu widerstehen? Ich empfehle beide Romane – mir helfen sie, zu verstehen.